

Freier leben

Die Glücksvorstellungen der Deutschen haben sich gewandelt. Nirgends zeigt sich das deutlicher als im Wohnungsbau VON HANNO RAUTERBERG

AUFRUCH

80 Prozent der Deutschen sind mit ihren Wohnungen unzufrieden. Ihr Leben im digitalen Zeitalter will nicht mehr recht zu den Grundrissen ihrer Häuser passen. Sie wünschen sich mehr Offenheit. Manche wagen auch neue Formen des Zusammenlebens. Die Kleinfamilie von einst gibt es kaum noch. Dafür entwickeln sich Alternativen. In fünf »Hausbesuchern« erkunden wir die neue vielfältige Wohnwelt der Deutschen (auf Seite 44 und 45)

Ihren Neubaubieten, wer hätte es gedacht, sind die Deutschen länger Entropfeter. Der eine baut sich ein ochenblutrotes Schwedenthaus mit Ballerina-Veranda. Der Nächste stellt ein paar schlecht kopierte Tokana-Stulen vor seine Haustür. Ein Dritter räumt vom Leben unter Spaniens Sonne und hat sich ein Häuschen im Finca-Stil errichten lassen, auch wenn das nun recht verloren herumsteht, am Seeufer der Meer, in Heme-Wert oder sonst wo in der Republik.

Vieles hat sich in der deutschen Bauwelt gewandelt, schiebend zwar, aber mit erstaunlichen Nach- und Nebenwirkungen. Nur auf den ersten Blick sind die Wohnwünsche der meisten Menschen noch immer dieselben. Sie wollen die drei G's: Die Wohnung soll groß sein, günstig im Preis und grün gelegen. Ein viertes G kommt für viele hinzu: Sie möchten gut gesichert leben. Neu ist hingegen das fünfte G: der Wunsch nach anderen Grundrissen, nach einem Leben, das offener ist und feier-

Die Deutschen gehen heute doppelt so viel von ihrem Einkommen für das Wohnen aus wie vor 50 Jahren. Dennoch würden 80 Prozent gerne anders wohnen, als sie es tun, das hat der Sozialologe Armin Hantschel bei einer Umfrage in 1.600 Haushalten herausgefunden. Vielen missfällt der alte Standard, überall treffen sie auf dieselben Grundrisse für die immergleicher werdende Vierkopf-Idealfamilie. Die große Mehrzahl der rund 40 Millionen Wohnungen und Eigenheime in Deutschland folgt diesem Erbschaftsmodell, denn die Wohnungsgesellschaften und auch die staatlichen Förderprogramme bauen in den vergangenen Jahrzehnten vor allem auf das Glück der Kleinfamilie.

Doch wo bitte gibt es dieses Glück noch? In den Großstädten lebt nur in jedem zehnten Haushalt noch ein Kind. In 50 Prozent aller Wohnungen sind Singles zu Hause, die restlichen 40 Prozent teilen sich Paare und Wohngemeinschaften. Das Angebot will also nicht mehr zur Nachfrage passen. Die veränderten Lebensgrundrisse verlangen nach neuen Wohngrundrissen.

Vieles ist heute anders als noch vor 30 Jahren: Die klassische Hausfrau scheint ebenso vom Aussterben bedroht wie das herkömmliche Nine-to-five-Arbeitsverhältnis. Immer mehr Menschen mögen sich nicht mehr fest binden, an einen Partner so wenig wie an einen Verein, eine Partei oder ein Haus. Die Lebensstile sind vielfältiger geworden, die Biografien wechselvoller und so wächst auch die Bereitschaft vieler Menschen, sich auf ein Wohnen im Ungewohnten einzulassen.

Vor allem die Gutgebildeten und die Gurenderehenden schauen sich die Alternativen. Nicht das klassische Einfamilienhaus oder eine gediegene Altbauwohnung muss es sein. Viel lieber gründen sie Baugemeinschaften, um mit Gleichgesinnten ein Eigenheim zu errichten. Ziehen in autofreie Siedlungen, um ihr Leben klimafreundlich zu gestalten. Oder wagen nach der Pensionierung einen neuen Anfang und ziehen aus der Vorstadt zurück in die City (Seite 44 und 45).

Das vorherrschende Ideal des 20. Jahrhunderts war ein anderes. Es ging nicht um Vielfalt, sondern um Ordnung. Damals wurde die dicht verbundene Stadt fein säublich nach Funktionen sortiert, sie zerfiel in Zonen für Industrie und Gewerbe, für Handel und Einkauf, für Wohnen und Freizeit. Ähnliches geschah mit vielen Wohnhäusern: Jedes Zimmer wurde einer klar definierten Aufgabe gewidmet, eine Küche war eine Küche und kein Esszimmer, ein Schlafzimmer ein Schlafzimmer und kein Arbeitszimmer, und selbst die Parrys bekamen ihre Spezialzone zugewiesen, den Partykeller.

Alles war vorherbestimmt: Die Steckdosen für die Nachtschleppschiffe markierten die feste Position für das Ehebett, und im Wohnzimmer waren auch die

Schrankwand und die Couchtische auf den Architektenplänen bereits eingezeichnet. Ein wohlgeordnetes, doch selbstam zeitsüchtiges Leben war solchen Wohnungsgrundrissen eingeschrieben. Alles sollte richtig sein, das Wohnen war gesichert von über 1000 DIN-Vorschriften – und erwies sich am Ende als beengend.

Die Kirche zum Beispiel, die als das einsame Reich der Hausfrau konzipiert war, lag streng getrennt von den Sphären des Eigenlichen. Das Kochen galt eben nur als Mittel zum Zweck. Heute ist das oftmals anders: Wer sich eine entsprechende Wohnung leisten kann, macht das Kochen selbst zum Zweck, und so wird die Kirche wieder als Raum und nicht nur als nackte, rein technisch definierte Funktions-einheit verstanden. Immer beliebter wird es, das erzählen die Maler landauf, landab, das Wohnen und Kochen zu vereinen. Und so gilt vielen Menschen mittlerweile der große, oft rustikale Esstisch als das eigentliche Zentrum ihrer Wohnung. Der Tisch ist, was zuvor die Couchtische war.

Nach und nach verschwanden die alten Insipienzen des rauen Heims: Nur wenige kommen noch auf die Idee, sich mit schweren Polstermöbeln oder monotonen Schrankwänden einzuräumen. Die Menschen treten heraus aus den Wohnhöhlen der Nachkriegszeit, ihr neues Ideal ist die weite Wohnlandschaft, mit Sitzsackstühlen, Teppichsteinen und Sofarastellen. Auf den großen Möbeln mehr unverrückbar sein, nichts für die Flexibilität. Die Menschen, in der einen Hand das Handy, in der anderen den Coffee-to-go-Becher, sind flexibel, mobil, geworden – und so sehen nun auch oft ihre Wohnungen aus. Selbst der Kamin, um den sich die Familie versammeln soll, ist beweglich geworden. Was einst fest gemauert war,

wird nun zum Designerstück aus Glas und Stahl, mit Bioethanol, berleben und beliebig in der Wohnung zu platzieren – die Baumärkte melden hohe Absatzzahlen.

Damit erfüllt sich, wovon Architekten wie Le Corbusier, Frank Lloyd Wright oder Ludwig Mies van der Rohe immer träumten: Aus dem Wohnen als Kammer-spiel wird ein Leben auf geöffneter Bühne. Was lange als elitär empfunden wurde, als Luxusstil der Wohlhabenden und Experimentierlustigen, die sich eine Villa ohne die üblichen Raum- und Denkbarrerien leisten konnten, das gilt nun als weithin favorisiertes Wohnideal. Sogar die Idee des Lotsis der unbeschränkten Einraumwohnung, die zunächst nur etwas für Künstler und andere Kreative zu sein schien, die das große Durch- und Ineinander als ihr ureigenes Habitat verstehen, findet nun breiten Anklang. Auch traditionell konservative Wohnungsgesellschaften wie die Gewoba in Bremen wagen sich neuerdings an die bislang fremden Modelle.

Allerdings bleibt das Ideal des offenen Wohnens, das sei nicht verschwiegen, für viele unbezahlbar. Nicht wenige Menschen sind froh, wenn sie überhaupt eine erschwingliche Wohnung finden, gerade in Großstädten wie München oder Hamburg mit ihren irrwitzigen Metern. Dennoch ist die prägende Kraft der neuen Wunschbilder kaum zu unterschätzen. Immer wichtiger wird in vielen Milieus die »Ethikisqualitäts« des Wohnens, wie die Kultursociologen das nennen. Und so wird die neue Grenzlosigkeit, das berichten viele Architekten, nun selbst im Rechenhausformat erprobt. Nicht nur in den viel gelesenen Wohnzeitschriften, auch draußen in der Wirklichkeit werden die Häuser durchlässiger. Oft verschmelzen die Räume und verlieren ihre eindeutige Bestimmung, sie werden hybrid. Alles soll nun überall möglich sein, aus dem klassischen Wohnzimmer werden Spiel- und Tobe-, Ess- und Kuschelein-

Ein Leben mit Weidlich – im Hamburger Marco Polo Tower. Leider für die allermeisten unerschwinglich